

in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft, Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006, Frankfurt a.M./New York (Campus) 2008, (CD-Rom), S. 4120-4129.

Subjektivierung durch Normalisierung

Zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts

Dominik Schrage

Die Bezeichnung »Poststrukturalismus« ist ein Sammelbegriff, der recht heterogene französische Denkansätze der 1960er bis 1980er Jahre retrospektiv zusammenfasst, die sich selbst nicht so bezeichnet haben, wie etwa die Arbeiten Jacques Derridas, Jacques Lacans, Gilles Deleuzes und Michel Foucaults. Diese Bezeichnung hebt ihre Abgrenzung zum Strukturalismus hervor, aber auch ihre Bezogenheit auf diesen – sie verweist also auf den gemeinsamen Entstehungskontext (vgl. Dosse 1996, 1997). In diesem lassen sich die Poststrukturalisten durch ihre Abgrenzung vom strukturalistischen Modell der Sprache als Grammatik einerseits, und ihre Gegenposition zur französischen Lesart der Subjektphilosophie, insbesondere im Existentialismus Jean-Paul Sartres andererseits verorten. Diese Gegnerschaft zur Subjektphilosophie rückt die Autoren wiederum in die Nähe des Strukturalismus, worauf der gelegentlich verwandte Ausdruck »Neostrukturalismus« verweist (Frank 1984).

Die verschiedenen, auf unterschiedliche Disziplinen bezogenen und unter dem Begriff »Poststrukturalismus« zusammengefassten Denkansätze treffen sich sachlich in ihrer konsequent deontologischen Perspektive. Gegenüber dem linguistischen Modell des Strukturalismus wird der Ereignischarakter der Sprache betont, gegenüber einem philosophischen Verständnis des autonomen Subjekts als einer ahistorischen Figur werden die historischen Konstitutionsbedingungen von Subjektivität betrachtet und gegenüber der Ideologiekritik marxistischer Prägung sowie dem Szientismus heben die Poststrukturalisten den performativen Charakter und die Historizität von Wahrheitsaussagen hervor. Diese gemeinsamen Merkmale des Poststrukturalismus treten in ihrem französischen Entstehungskontext zumeist soziologiefern auf; überhaupt lassen sich die einzelnen Autoren nur schwer Einzeldisziplinen zuordnen, denn den angesprochenen Positionen ist die Skepsis gegenüber den erkenntnistheoretischen Prämissen disziplinärer Forschung immanent. Gleichwohl bilden Philosophie, Literatur- und Geschichtswissenschaft sowie Psychoanalyse konstante Bezugspunkte der Poststrukturalisten – jedoch kaum die Soziologie.

Dennoch ist es möglich, die unter Poststrukturalismus geführten Denkansätze soziologisch fruchtbar zu machen: Sieht man in der Bezeichnung »Poststrukturalismus« eine über die Diskurslage des französischen Entstehungskontextes hinaus aussagekräftige, also systematisch konsistente Gemeinsamkeit, müsste zunächst geklärt

werden, welche paradigmatische Position innerhalb des Kanons der soziologischen Theorien ein Äquivalent zum linguistischen bzw. ethnologischen Strukturalismus Lévi-Strauss' darstellen könnte – denn der soziologische Strukturbegriff ist anders konfiguriert: Die distanzierte Bezugnahme der Poststrukturalisten auf das grammatische Strukturverständnis Lévi-Strauss' lässt sich nicht einfach schematisch übertragen auf eine Positionierung gegenüber einem soziologischen Verständnis von Sozialstruktur, das der Linguistik wenig, der Sozialstatistik und -politik jedoch um so mehr verdankt. Ein soziologischer Poststrukturalismus müsste sich, würde er entsprechend ausgearbeitet, in die Reihe von Denkansätzen verschiedener Provenienz stellen, welche die Annahme eines Primats der Sozialstruktur kritisieren oder zumindest relativieren, und müsste seine spezifische Position gegenüber diesen schärfen (Tenbruck 1990; Luhmann 1993; bzgl. Luhmann: Stäheli 2000). Auf anderes zielt Andreas Reckwitz' (2000) symptomatische Lektüre, die im Poststrukturalismus ein Indiz unter anderen für die Durchsetzung eines disziplinenübergreifenden Paradigmas von »Kulturtheorien« sieht, das den Primat der Sozialstruktur korrigieren soll.

Während die erste Option für eine poststrukturalistische Soziologie zwangsläufig dazu tendiert, die Differenzen der Referenzautoren unter dem Dach eines philologisch virtuellen und systematisch bislang ausgebliebenen »poststrukturalistischen Ansatzes« zu synthetisieren, sind aber auch spezifischere Heranführungen einzelner Autoren oder Konzepte an die Soziologie denkbar. Schließlich ist es keineswegs ausgemacht, dass die Arbeiten, um nur die oben genannten anzuführen, Derridas, Lacans, Deleuzes und Foucaults gleichermaßen soziologisches Potential bergen.

Dieser Beitrag beschränkt sich auf einen Autor – Michel Foucault – und hat auch nicht den Anspruch, das Gesamtwerk Foucaults zu synthetisieren und in einen in sich systematischen soziologischen Ansatz zu überführen. Der Fokus soll auf einem einzelnen Konzept Foucaults liegen, dem der Subjektivierung durch Normalisierung. In diesem bündeln sich, so die Annahme, die insbesondere in der späten Werkphase ausgearbeiteten Überlegungen Foucaults zum Verhältnis von Individuum, Macht und moderner Gesellschaft, die für die Soziologie von besonderem Interesse sind. Anhand dieses Konzepts lässt sich Foucaults Beitrag zu einer Soziologie der Moderne, wenn auch bei ihm selbst nicht in dieser Weise expliziert, exemplarisch und in besonderer Deutlichkeit erkennen.

Zunächst wird jedoch eine grobe Skizze der deutschen Rezeptionsgeschichte gegeben. Sie soll zum einen die Aufmerksamkeit auf die Differenz zwischen dem Entstehungskontext und demjenigen der früheren und der aktuellen Foucault-Rezeption in der deutschen Soziologie lenken. Denn eine nicht allein philologisch, sondern systematisch interessierte Aufnahme Foucaultscher Konzepte in die Soziologie sollte darauf achten, zeitgebundene Idiosynkrasien sowohl des Referenzautors als auch früherer Rezeptionskontexte von aktualisierungsfähigen Gehalten zu unterscheiden. Vielleicht können in aller Kürze einige Schneisen in das Geflecht von Be-

ziehungen und Nicht-Beziehungen zwischen deutschen und französischen Diskussionen, der Postmoderne-Debatte der 1980er Jahre und der Soziologie sowie den 1980er Jahren und heute geschlagen werden. Zum anderen soll der Rückblick auf die Rezeptionsgeschichte klären helfen, aus welchen Gründen das soziologische Interesse an Foucault bzw. am Poststrukturalismus gerade jetzt manifest wird, obwohl man diese Autoren auch in Deutschland nicht erst seit heute kennt.

1. Von der Postmoderne-Debatte zur soziologischen Adaption

Die deutsche Rezeption der poststrukturalistischen Autoren erfolgte zunächst in den 1980er Jahren im Kontext einer intellektuellen Debatte, die im Zeichen des Schlagworts »Postmoderne« stand. In ihrer deutschen Spielart stand nicht der Bezug zum Strukturalismus im Zentrum, sondern die Frage nach dem Subjekt und seinem Verhältnis zum Wahrheitsbegriff – ob es verantwortbar sei, auf die normative Kategorie des Subjekts zu verzichten, dies war die umstrittene Frage (vgl. im Überblick Welsch 1987). Während die Projekte Foucaults und Derridas (ebenso auch Rorty 1987) die Historisierung bzw. Dekonstruktion des Subjekts betrieben und die Figur des Subjekts nicht zum erkenntnistheoretischen oder normativen Ausgangspunkt, sondern zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten, erkannten Gegner unterschiedlichster Provenienz genau darin eine Aufgabe aufklärerischer Prinzipien – der oft gebrauchte Vorwurf der »französischen Unverantwortlichkeit« machte die Runde (vgl. besonders ressentimentgeladen: Laermann 1986). Auf Seiten der Postmoderne-Rezeption verband man demgegenüber gerade mit der Infragestellung moderner Gewissheiten eine ideenpolitische Radikalität, die sich in der Idee einer transgressiven, sowohl gegen die marxistische Orthodoxie als auch gegen die »verwaltete Gesellschaft« gerichteten, das Ästhetische ins Zentrum rückenden Vernunftkritik manifestierte (exemplarische Beiträge in Welsch 1988). Diese Debatte fand vor allem im Feuilleton und bezogen auf die Philosophie und die Literaturwissenschaften statt; die wenig ausgeprägte soziologische Rezeption war stark sozialphilosophisch orientiert: Es ging, dafür stand die einflussreiche Position Jürgen Habermas' (1988), vor allem um die Verteidigung der normativen Perspektive einer kritischen Sozialwissenschaft, insbesondere bezogen auf die Frage des Subjekts.

Bis auf wenige Ausnahmen (etwa Dane et al. 1985) ist eine über die reflexhafte Abwehr französischer Unverantwortlichkeit hinausgehende Rezeption Foucaults in der deutschen Soziologie der 1980er Jahre weitgehend unterblieben; sie kam erst in Gang, als sich dieser – wie auch Derrida – in den USA zu einem wichtigen Referenzautor entwickelt hatte (vgl. Eßbach 1991, Neumeister 2000). Nach 1989, ein Datum, das das Ende der alten Bundesrepublik auch in ideengeschichtlicher Hin-

sicht markiert, lässt sich dann in der Soziologie ein verstärktes Interesse an Foucault bemerken – stärker noch als an anderen poststrukturalistischen Autoren.

Ein wichtiger thematischer Aspekt hierfür war anfangs die Etablierung der Geschlechterforschung in der deutschen Soziologie, mit der ein starkes Interesse an der sozialen Konstruktion von Geschlechterrollen sowie an der kulturellen Kodierung von Körpern und Sexualität einherging (Treusch-Dieter 1990; Bührmann 1995; Bublitz 1998). Daneben entdeckte man, unter dem Einfluss von Axel Honneths *Kritik der Macht* (1985), sehr vorsichtig und zum Teil aus dem Einflussbereich der Stigmatisierung der französischen Denker als »Jungkonservative« tretend, Parallelen zwischen Foucaults Machtkonzept und der älteren Frankfurter Schule. Eine weiterer Rezeptionsstrang sind die Gouvernamentalitätsstudien, die vor allem an Überlegungen in Foucaults Spätwerk anknüpfen (Lemke 1997; Bröckling et al. 2001). Geschlechterforschung, kritische Theorie und Gouvernamentalitätsstudien rezipierten Foucault dabei vor allem als gesellschaftskritischen Autor. Die Situation hat sich insofern seit den 1980er Jahren grundlegend verändert.

Neben den kritischen Lesarten Foucaults, mit ihrem besonderen Interesse am politisch verstandenen Zusammenhang von Wissen und Macht bei Foucault, gibt es jedoch neuerdings auch ein dezidiert methodisches Interesse an der Diskursanalyse (vgl. zuerst Bublitz et al. 1999). Diese Rezeption scheint jedoch weitgehend neben den erwähnten politisch-kritischen Lesarten zu verlaufen, in konkreten Forschungsarbeiten beide Aspekte durchaus verbindend, jedoch die im Fach etablierte Trennung von Theorien und Methoden weitgehend anerkennend. In diesem Feld ergeben sich recht heterogene Verständnisse von »Diskurs« und der Methode »Diskursanalyse« – sie reichen etwa von ihrer Adaption an die quantifizierenden Methoden (Diaz-Bone 2005) über die Orientierung an der Diskursanalyse der französischen Linguistik (Angermüller 2007) bis hin zur Integration der Diskursanalyse in die sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann (Keller 2005).

In der akademischen Lehre, in der sich diese Differenzierungen nicht immer adäquat vermitteln lassen, wird auf die zunehmende Relevanz Foucaults mit der Suche nach kanonisierbaren Texten reagiert. Verbreitet ist dabei der Rückgriff die Inauguralvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* (1974). Wegen ihres Akzents auf repressive, durch und auf den Diskurs ausgeübte Machtwirkungen lassen sich mit ihr aber weder das später ausgearbeitete relationale Machtkonzept, noch die diskursanalytische Perspektive, noch die Arbeiten zur Subjektivierung adäquat greifen. Erfasst man die performative Ironie dieses Vortrags nicht – sie liegt darin, dass der Vortragende den institutionellen Rahmen einer hohen akademischen Ehrung als diskursiven Machteffekt beschreibt und damit entritualisiert –, so kann man im »Diskurs« hier eine Instanz der Entfremdung und in Foucaults »Diskurstheorie« eine Spielart schon bekannter repressionslogischer kritischer Theorien sehen (vgl. Schrage 2006).

Neben der veränderten, die Rezeption Foucaults und anderer Poststrukturalisten begünstigenden Lage in der deutschen Soziologie fällt indes ein wichtiger Unterschied hinsichtlich des Rezeptionskontextes auf: In den 1980er Jahren wurden diese Autoren vor allem unter dem Rubrum »Postmoderne« geführt; die scharfen Kontroversen – insbesondere der verbreitete Vorwurf der »Beliebigkeit« – entzündeten sich an der von Jean-François Lyotard (1986) pointiert formulierten Diagnose eines »Endes der großen Erzählungen«. Damit wurde nicht allein der marxistische, sondern ebenso der modernisierungstheoretische und der humanistische Fortschrittsbegriff relativiert. »Postmoderne« war dabei nicht in erster Linie das Ende einer Epoche namens Moderne – zurückzuführen etwa auf Veränderungen der Sozialstruktur, Wertewandel oder Technikentwicklung –, sondern beschrieb vielmehr eine geistige Situation, in der die modernen Legitimationserzählungen ihre Selbstverständlichkeit verlieren – wenn nicht gar Legitimationsbedarf überhaupt –, die Moderne aber weiterbesteht. Diese in den achtziger Jahren kontroverse Situationsdeutung ist heute entschärft und lässt sich mit Hilfe des aktuell in der Soziologie vorherrschenden Verständnisses von »Postmoderne« als einer der Moderne nachfolgenden Epoche kaum noch nachvollziehen. Einige Argumente der Postmoderne-Debatte, wie die Kritik am teleologischen Fortschrittsbegriff der Modernisierungstheorie und an ihren implizit normativen Prämissen, haben Aufnahme in soziologische Gegenwartsdiagnosen gefunden und sind modernisierungstheoretisch adaptiert worden – im Sinne einer pluralen oder reflexiven Modernisierung (Eisenstadt 2000, Beck 1993). Der zentrale Streitpunkt der Postmoderne-Debatte der 1980er Jahre lag jedoch nicht in der – nach 1989 rasch unproblematischen – Frage, ob eine Epochenunterscheidung Moderne/Postmoderne triftig ist; die Vehemenz der Auseinandersetzungen erklärt sich vielmehr daher, dass die Postmoderne-Diagnose auf die Kontingenz der den verschiedenen Modernisierungserzählungen zugrunde liegenden Sozialontologien aufmerksam machte. Im Kern des Streits um die Postmoderne stand die Frage nach dem ontologischen Status dieses Kontingenzbewusstseins, in dem man einerseits eine Bedrohung für das normative Fundament von Sozialtheorien, andererseits aber auch ein nicht erst seit den 1980er Jahren virulentes Merkmal von Modernität schlechthin sehen kann (vgl. Makropoulos 1997).

2. »Subjektivierung durch Normalisierung« – eine Aktualisierung

Die Aktualisierung eines Konzepts impliziert zweierlei: Zum einen die systematische Rekonstruktion seines Gehalts innerhalb seines Entstehungskontextes, was bezüglich der Arbeitsweise Foucaults auch immer heißt, dass die vielfältigen Modifikationen des Forschungsprogramms berücksichtigt werden müssen (dazu Lemke 1997). Dies erfor-

dert auch die Überprüfung gängiger Einordnungen des Autors, die vorangegangenen Rezeptionskonjunkturen entstammen, unterschiedliche Werkphasen hervorheben und heterogene Ziele verfolgen. Zum anderen impliziert eine Aktualisierung auch, dass Begrenzungen, Desiderata und offen bleibende Fragen in den Referenztexten benannt und Fragen gestellt werden, die darin gar nicht bedacht sind – sei es aus Desinteresse des Autors, oder sei es, dass sich in der Zwischenzeit ganz neue Gesichtspunkte ergeben haben, die Aktualität des Konzepts also unvorhergesehen ist.

Mit dem Konzept »Subjektivierung« setzt Foucault die Kritik der Poststrukturalisten an der Subjektphilosophie sowie am ahistorischen Modell des Strukturalismus in ein historisches Forschungsprogramm um. Es basiert auf der Überlegung, dass weder das cartesianische, noch das phänomenologisch-hermeneutische Subjektverständnis den Ausgangspunkt seiner historischen Analytik von Subjektivitätstypen darstellen könne; denn das moderne Subjekt stelle faktisch keine anthropologische Konstante dar und eigne sich deshalb auch nicht als Ausgangspunkt eines solchen Vorhabens. Foucaults *Ordnung der Dinge* (1974) konzentriert sich dabei auf eine Epistemologie der ideengeschichtlichen Zentralstellung des Menschen in der Moderne. In den Arbeiten der 1970er Jahre modifiziert Foucault diese Fragestellung und befasst sich mit konkreten, Diskurse und Praktiken verknüpfenden Verfahren, die aus empirischen Einzelmenschen autonom handelnde Subjekte und an die Erfordernisse der modernen Gesellschaft angepasste Individuen machen (Foucault 1977, 1983, 1989). Die implizit soziologische These dieser Arbeiten besagt, dass die Entstehung neuzeitlicher Individualität nicht einfach sich verbreitenden Humanitätsvorstellungen zu verdanken ist, sondern zugleich intrinsisch mit den funktionalen Erfordernissen der modernen Gesellschaft verknüpft sei. Das moderne Subjekt entstehe nicht spontan durch eine Zivilisierung der Strafpraxis, sondern werde mittels disziplinierender und regulativer Verfahren erzeugt. Subjektivierung bezeichnet vor diesem Hintergrund die in Institutionen stattfindende Verwandlung empirischer Einzelmenschen in solche, die sich als Subjekte begreifen und als Individuen handeln. Das Konzept ist somit spezifischer als das soziologische Konzept der Sozialisation, denn es zielt nicht auf die für *jede* Gesellschaft notwendige, sanktionsbewehrte Anpassung von Heranwachsenden an bestehende soziale Normen, sondern auf die kontrollierte Ermächtigung von Einzelnen zu eigenständigem Handeln in zunehmend komplexeren sozialen Wirklichkeiten, die in der Moderne eine Grundlage der Vergesellschaftung darstellt (diesbezüglich zentral: Foucault 1987).

»Normalisierung« bezeichnet vor diesem Hintergrund eine Verfahrensweise, mit deren Hilfe die Umwandlung von Menschen in Subjekte bewerkstelligt wird. Das Verständnis dieses Konzepts modifiziert sich jedoch in Foucaults Arbeiten:

In *Überwachen und Strafen* wird es gebraucht, um die Funktionsweise der Disziplin zu kennzeichnen. Hier geht es um die Normierung von Verhalten durch körperlichen Zugriff, mit dem Ziel, abweichendes Verhalten durch die Formung eines aus

Eigeninteresse produktiven, ökonomisch-rational handelnden Individuums zu verhindern. Disziplinäre Subjektivierung ist bei Foucault insofern die Anpassung an heteronome, präskriptive Verhaltensnormen (Foucault 1977: 276ff.).

In späteren Arbeiten differenziert Foucault zwischen disziplinierender Normierung und regulierender Normalisierung. Eine »Normalisierungsgesellschaft« besteht, so in den Vorlesungen *In Verteidigung der Gesellschaft*, nicht allein in der Verallgemeinerung des Disziplinarprinzips. Neben dieser präskriptiven Norm der auf Individuen bezogenen Disziplin geht es nun auch um Normen, die sich aus der Normalität der Lage und des aggregierten Verhaltens von Populationen ergeben. Normalisierung ist nun als »Sicherheitstechnologie« zu verstehen und richtet sich auf die Steuerung von »Masseneffekten« auf der Ebene von Populationen, wie etwa Geburten- und Sterberaten, die sich nur statistisch und im Modus der Wahrscheinlichkeit beobachten lassen: Die Normalisierung dient der Verhaltenskoordination in Massengesellschaften (Foucault 1999: 287ff.). Die Norm, welche die Normalisierung setzt, ist dementsprechend keine präskriptive, quasitechnische Norm, sondern sie ergibt sich aus der Kompilation des statistisch gewonnenen Wissens um die faktische Lage von Bevölkerungen. Die normalisierende Intervention ist deshalb nicht, wie die normierende, als Überwachung der Normenbefolgung zu verstehen, sondern besteht in der Ausrichtung von Subjekten am normalverteilten Verhalten Vieler (Ewald 1993). Das Normalisierungssubjekt ist demzufolge kein Resultat körperbezogener Normierung, sondern konstituiert sich durch seinen Bezug auf die Normalität gesellschaftlich verbreiteter Verhaltensweisen (Schrage 2001: 26ff.).

»Subjektivierung durch Normalisierung« bezeichnet daher, bringt man das hier nur knapp darstellbare Konzept auf einen allgemeinen Nenner, das In-bezug-Setzen von Subjekten zu den nur in artifizieller Form manifestierbaren Massenprozessen in modernen Gesellschaften, mit dem Ziel, auf Dauer stellbare Weltverhältnisse zu etablieren, die weitgehend selbsttätig Orientierung an der sich permanent wandelnden Wirklichkeit der modernen Gesellschaft gewährleisten.

Zur Erläuterung dieser Perspektive wird oft auf den Begriff der »Kontrollgesellschaft« zurückgegriffen, mit dem Gilles Deleuze (1993) in einem kurzen, aber einflussreichen Aufsatz auf einen Formenwandel der Überwachungsregimes anspielt. Deleuze bezeichnet damit, den Wortsinn des englischen *control* aufgreifend, die Vision einer postdisziplinären Gesellschaft, in der Kontrolle nicht durch Einschließung, sondern mittels Marketing-Mechanismen und Informationsverarbeitung erfolgt, mit allen hier möglichen Anschlüssen an systemtheoretische und kybernetische Konzepte. Indes führt das deutsche Verständnis von Kontrolle als Bestimmung durch eine fremde Instanz ebenso wie eine fehlende Differenzierung von Normierung und Normalisierung oft dazu, dass das Konzept der Subjektivierung repressionslogisch eingeführt wird und etwa die subtilen Effekte der Videoüberwachung mit einer totalitären Überwachung Orwellschen Typs gleichgesetzt werden. Dabei liegt die Prägnanz des Konzepts

der Subjektivierung durch Normalisierung gerade in der Unterscheidung zu disziplinierenden Überwachungstechnologien und in der These, dass fungible Subjektivität heute sich im Wunsch nach Anschlussfähigkeit manifestiert. Es ist nicht zu verstehen als Einprägung präskriptiver Normen durch eine übermächtige Instanz, sondern vielmehr als Arrangement, das die freiwillige, selbstgetätigte Anschmiegelung der Einzelnen an den Stand der Dinge befördert. Die Gouvernementalitätsstudien haben dies als Konstitution des »neoliberalen Selbst« beschrieben (Bröckling et al. 2001).

Ein wichtiger Aspekt, den Foucaults Arbeiten nicht berücksichtigen, ist die subjektivierende Funktion der Massenmedien in diesem Zusammenhang. Der Grund dafür liegt vor allem in der Ausrichtung der Quellenarbeit Foucaults, die hauptsächlich bis Mitte des 19. Jahrhunderts reicht. Die Arbeiten des Germanisten Jürgen Link zum »Normalismus« haben Foucaults Überlegungen hier weitergeführt (Link 1996). Eine mediensoziologische Perspektive auf die Integrationsfunktion der Massenmedien ließe sich hier anschließen, die die Frage stellt, wie Medientechnologien, die unabhängig von Vor-Ort-Präsenz sind und deren Rezeption freiwillig ist, als Verfahren der Subjektivierung fungieren (vgl. Schrage 2001).

Worin besteht nun, aus der Sicht der heutigen Soziologie gefragt, der Aktualisierungsbedarf bezüglich des Konzepts der Subjektivierung durch Normalisierung? Und wie ließe es sich auf den Versuch beziehen, eine poststrukturalistische Perspektive in der Soziologie zu schärfen? Die Relativierung strukturtheoretischer Prämissen erfolgt in der Soziologie üblicherweise in Form von Handlungstheorien, welche die Konstitution von Sozialität auf die ursprüngliche und sinnerzeugende Spontaneität von Akteuren zurückführen – in diesem Punkt treffen sich weberianische, sozialphänomenologische oder symbolisch-interaktionistische Programme. Das Konzept der Subjektivierung stellt in dieser Hinsicht eine originelle, da diese Dichotomie unterlaufende Perspektive dar: Es identifiziert die Kategorie des Subjekts gerade nicht sozialpsychologisch mit den Bewusstseinszuständen und Intentionen von Akteuren und leitet die Subjektform somit nicht konstitutionslogisch aus deren Perspektive ab; vielmehr zielt es auf die soziohistorische Form *typischer* Akteursperspektiven. Foucaults Überlegungen zu Normalisierungsverfahren, Sozialdisziplinierung und auch seine Diskursanalyse lassen sich in dieser Weise lesen: Sie grenzen sich – gerade darin liegt ihr »Poststrukturalismus« – sowohl von der Statik strukturalistischer Grammatiken als auch vom Intentionalismus der Subjektphilosophie ab. Ihre Aktualisierung im Feld der Soziologie müsste diesen kategorialen Unterschied zwischen dem Bewusstseinsinhalt von Akteuren und den typischen Subjektformen, die ihr Weltverhältnis organisieren, aufgreifen und das damit entstehende Forschungsgebiet als ein genuin soziologisches begreifen. Das ist es fraglos, wie bereits Georg Simmels Überlegung zur wechselseitigen Konstitution von Subjektivität und gesellschaftlicher Struktur zeigt, bei der – so Simmel – das »Bewußtsein des Individuums die Form (erhält), die es zu einem sozialen Elemente designiert« (1992: 61).

Sicher ist die hier vorgeschlagene nur eine von vielen Möglichkeiten, poststrukturalistische Konzepte soziologisch zu aktualisieren. Soziologisch interessant, das heißt: *für die Soziologie* interessant wären solche Aktualisierungen allerdings erst dann, wenn – bei allen notwendigen Modifikationen und Übersetzungen, die sich aus den Differenzen zwischen Entstehungs- und Rezeptionskontext ergeben – die Substanz des aktualisierten Konzepts auch kenntlich bleibt; gleichsam als etwas sowohl für die poststrukturalistischen Autoren als auch für die Diskursordnung des Faches Unvorhergesehenes. Ein allein an etablierte sozialkonstruktivistische, handlungs-, system-, kultur- oder strukturtheoretische Paradigmen adaptierter Poststrukturalismus mag diesen zwar neue Begrifflichkeiten zuführen – käme es aber nicht auch darauf an, sie zu imitieren?

Literatur

- Angermüller, Johannes (2007), »Gesellschafts- als Diskursanalyse? Der Poststrukturalismus und die Methodenfrage«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. (CD-ROM Ad-hoc-Gruppen und Foren).
- Beck, Ulrich (1993), *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*, Frankfurt a.M.
- Bröckling, Ulrich/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.) (2001), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M.
- Bublitz, Hannelore (1998) (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt/New York.
- Bublitz, Hannelore et al. (Hg.) (1999), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt/New York.
- Bühmann, Andrea (1995), *Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*, Münster.
- Dane, Gesa et al. (Hg.) (1985), *Anschlüsse. Versuche nach Michel Foucault*, Tübingen 1985.
- Deleuze, Gilles (1993), »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«, in: ders., *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt a.M., S. 254–262.
- Diaz-Bone, Rainer (2005), »Die »interpretative Analytik« als rekonstruktiv-strukturalistische Methodologie. Bemerkungen zur Eigenlogik und strukturalistischen Öffnung der Foucaultschen Diskursanalyse«, in: Reiner Keller et al. (Hg.), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*, Konstanz, S. 179–197.
- Dosse, François (1996/1997), *Geschichte des Strukturalismus*, 2 Bände, Hamburg.
- Eisenstadt, Shmuel N. (1997), *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist.
- Eßbach, Wolfgang (1991), »Deutsche Fragen an Foucault«, in: François Ewald/Bernhard Waldenfels (Hg.), *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a.M., S. 74–85.
- Ewald, François (1993), *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1974), *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (frz. 1966), Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1974), *Die Ordnung des Diskurses* (frz. 1971), München.
- Foucault, Michel (1977), *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (frz. 1975), Frankfurt a.M.

- Foucault, Michel (1983), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (frz. 1976), Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1987), »Das Subjekt und die Macht« (frz. 1982), in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow, *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt a.M., S. 243–261.
- Foucault, Michel (1989), *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2* (frz. 1984), Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1999), *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–1976)*, Frankfurt a.M.
- Frank, Manfred (1984), *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt a.M.
- Habermas Jürgen (1988), *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M.
- Honneth, Axel (1985), *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*, Frankfurt a.M.
- Keller, Reiner (2005), *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden.
- Laermann, Klaus (1986), »Lacan und Derrida. Über die Frankolatrie in den Kulturwissenschaften«, *Kursbuch*, Nr. 84, S. 34–43.
- Lemke, Thomas (1997), *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Hamburg.
- Link, Jürgen (1996), *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen.
- Luhmann, Niklas (1993), »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Frankfurt a.M., S. 9–71.
- Lyotard, Jean-François (1986), *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht* (frz. 1979), Wien.
- Makropoulos, Michael (1997), *Modernität und Kontingenz*, München.
- Neumeister, Bernd (2000), *Kampf um die Kritische Vernunft. Die westdeutsche Rezeption des Strukturalismus und des postmodernen Denkens*, Konstanz.
- Reckwitz, Andreas (2000), *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Rorty, Richard (1987), *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie* (engl. 1979), Frankfurt a.M.
- Schrage, Dominik (2001), *Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918–1932*, München.
- Schrage, Dominik (2006), »Kultur als Materialität oder Material – Diskurstheorie oder Diskursanalyse?« in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede*, Frankfurt a.M./New York 2006 (CD-ROM), S. 1806–1813.
- Simmel, Georg (1992), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908), Frankfurt a.M.
- Stäheli, Urs (2000), *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*, Weilerswist.
- Tenbruck, Friedrich (1990), »Repräsentative Kultur«, in: Hans Haverkamp (Hg.), *Sozialstruktur und Kultur*, Frankfurt a.M., S. 20–53.
- Treusch-Dieter, Gerburg (1990), *Von der sexuellen Rebellion zur Gen- und Reproduktionstechnologie*, Tübingen.
- Welsch, Wolfgang (1987), *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim.
- Welsch, Wolfgang (1988), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexthe der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim.